



16. Juli 2017

ES WAR EINMAL ...

Alfred Keils Kolumne

ES WAR EINMAL EIN GESPRÄCH. Ziemlich genau zwischen Quark und Salami traf ich ihn, den Mann mit dem rheinländischen Zungenschlag. Karl Hochscheid hat alle meine Lesungen in der katholischen Bücherei in Buseck besucht. Er gehört zur Minderheit derer, die mir Heimat schenken.

Wieder genoss ich die Melodie in seinen Schilderungen, als er plötzlich nach meiner Muttersprache fragte. Meine Muttersprache ist Oberhessisch, und zwar in der Färbung, wie es in Beuern gesprochen wird.

Als ich im Herbst 1947 im Schatten der Beurner Kirche eingeschult wurde, erlitt das Fräulein einen Schock, denn ich beherrschte kein Hochdeutsch. Das Fräulein war keine andere als die ehemalige Lehrerin Maria Hinke, die letztes Jahr im Alter von 103 das Zeitliche segnete.

Mit Bedauern stelle ich fest, dass mein Oberhessisch allmählich an Glanz verliert. Es geht ja nicht nur um das Vokabular und die Grammatik. Es sind vor allem die Redewendungen, die dem Gesprochenen Leben verleihen. Im Bio-Unterricht haben wir gelernt: Durch Nichtgebrauch verkümmern die Organe. Das gilt auch für die Sprache. Im Alter von sechzehn Jahren verließ ich das Elternhaus und hatte daher keine Gelegenheit mehr, im Dialekt meiner Vorfahren zu kommunizieren. Und heute gibt es nur noch wenige, mit denen ich das kann: Tante Liesel, ihre Schwester Ria, Bruder Gerhard, Herbert, genannt Holsteiner, sowie Manfred und seine Mutter Gretel, die den Säugling Alfred im Kinderwagen durch Beuern schob. Das heißt, Gretel schweigt nun, sie ist vor wenigen Tagen gestorben.

Die nächste Generation hat sich von unserer kraftvollen Sprache verabschiedet. Mein Sohn Ragnar spricht fließend Niederländisch, das

eigentlich auch eine Mundart ist. Aber Oberhessisch? Fehlanzeige. Auch Eckhard und Fabian, die Söhne meines Freundes Manfred, habe ich noch nie unser Idiom schwätze heann. Manchmal macht mich das traurig.

Zwischen Quark und Salami kam Karl Hochscheid auf den katholischen Männerstammtisch zu sprechen, dem er angehört. Das Thema der nächsten Runde: Oberhessisch!

Sofort bot ich an, das eine oder andere passende Lied zu singen. Karl war begeistert.

Auf dem Heimweg fiel mir ein Kindervers ein, von dem ich nur noch eine Zeile wusste: "Kriwwele, kriwwele, krause . . ." Die Alten ließen ihre Fingespitzen über die Arme und Köpfe von uns Kindern krabbeln und sagten dazu das Sprüchlein auf. Kriwweln steht für kitzeln, kraulen oder streicheln. Wenn ich daran denke, bekomme ich heute noch eine Gänsehaut.

In der Nachrichtenredaktion der Wetzlarer Neuen Zeitung saß ich acht Jahre Rücken an Rücken mit einer jungen Kollegin namens Kerstin. Als ich Kerstin vom Kriwweln der Großeltern und Tanten erzählte, nahm sie meinen Handrücken und versuchte es selbst. Später drehte sie meine Hand um und kriwwelte auf meiner Lebenslinie. Das tat sie, wann immer sie mich begrüßte. Aber auch aus diesem Paradies wurde ich vertrieben. Als ich von einem längeren Krankenhausaufenthalt zurückkehrte, hatte die neue Chefredaktion Kerstin nach Dillenburg versetzt.

In der Bücherei hieß mich der Stammtisch herzlich willkommen. Der Abend wurde geleitet von Helmut Klamert, der mir ins Ohr flüsterte: "Ich war übrigens Schüler Ihres Vaters!"

Außer mir saßen noch andere Protestanten in der Runde. Ich sang mein Beuerner Lied und meinen Oberhessen-Blues "Gäächen Weand – Gegen den Wind". Danach den fetzigen Song "Des goldich Lowies" und die Männerballade "Iwwer die Lost se scheann – Über die Lust zu schimpfen".

In der Zwischenzeit hatte ich die Stangenroder Lesart des Kriwwele-Spruchs ergattert. Erwin Bock, der Vater von Petra, die schon so manches Mal mit mir aufgetreten ist, konnte

sich noch an ihn erinnern. Und nun trug ich ihn den Leuten vor, die von der Wucht des Schicksals aus allen Ecken und Enden Deutschlands ins Busecker Tal geschleudert worden waren: "Will dem Gäulche Eise schloh, / de Schmied, der is nitt doo. / Kriwwele, kriwwele krause, / e is in Wermertshause, / kriwwele, kriwwele krause."